

Jens Baggesen und sein Alpengedicht "Die Pathenäis"

Autor(en): **Müller, Kuno**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **24 (1944-1945)**

Heft 12

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-159222>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

gen hinaus. Callender besuchte alle Flecken dieser Erde, die zu Kriegszeiten wohl zu sehen wert waren — jedoch, über sich selbst und seine Erlebnisse nicht ein Wort. Er zeigt seinen Landsleuten eindringlich, warum sie dieses Mal an der Friedensvorbereitung und seiner Verwirklichung voll teilnehmen müssen. Keine der drei Mächte hätte diesen Krieg für sich allein siegreich zu Ende führen können. Keine der getrennt von einander vorgenommenen Schritte vor Ausbruch des Krieges gab ihnen Sicherheit, rettete sie vor dem Krieg — weder „München“ noch die Baltischen Länder oder was auch immer man nennen mag, die amerikanischen Neutralitätsgesetze gar nicht zu erwähnen. Landstreifen, Annektionen, andere ausschließende Gruppen: nichts dergleichen hat die Mächte vor dem Krieg bewahrt, nichts dergleichen kann ihnen den Frieden geben und sichern. Die Schlußfolgerung scheint zwingend. Ob wir die großen Grundsätze des Rechtes aller Völker auf Selbstbestimmung anwenden oder ob wir als sogenannte Realisten rechnen: die drei Weltmächte müssen unter Berücksichtigung aller anderen zusammenarbeiten. „Keine Großmacht“, so sagt Harold Callender, „braucht dann Kleinstaaten im Interesse der eigenen Verteidigung zu beherrschen. Bilden Großbritannien und die Vereinigten Staaten Teile eines kollektiven Systems, an das Rußland glaubt, dann verschwindet der Anreiz, sich vorgeschobene Grenzen zu sichern“. Callender zeigt, warum Amerika mithelfen muß, den Frieden zu errichten. Er hofft, daß Europa eines Tages als vierte Weltmacht, stark gemacht durch die mit Hilfe des Selbstbestimmungsrechtes befriedete Bevölkerung, seinen Platz an der Seite der anderen wird einnehmen können. Er zeigt, wie England, als es Hitler allein gegenüberstand und ihn dennoch bekämpfte, Südamerika vor dem Faschismus und die Vereinigten Staaten vor Verderb bewahrte. Es ist ein kluges Buch — und so enden wir, wie wir begannen, mit dem Buch eines Journalisten.

Jens Baggesen und sein Alpengedicht „Die Parthenäis“

Von **Kuno Müller**

Im gleichen erwartungsvollen Frühommer 1789, als in Versailles der König von Frankreich die ersten Szenen der Revolutionstragödie mitspielen muß und über den anhebenden dramatischen Wechselreden seiner gesprächigen Reichsstände die weichen Hände zu ringen beginnt, reicht der dänische Herzog von Schleswig-Holstein-Augustenburg unbekümmert einem jungen Dichter, der im ansprechenden Stil der Zeit zu schreiben versteht, das Geld für eine Deutschlandreise. Ohne Zögern eilt dieser Dichter Jens

Baggesen, den frischen Ruhm seiner dänischen Werke als eine Visitenkarte mit sich führend und der deutschen Sprache schon so weit mächtig, daß er sie in antike Strophen zu zwingen versteht, nach dem Land seiner Sehnsucht und dort von Dichterheim zu Dichterheim. Er wirft sich dem Homerübersetzer und Luiseufänger Voß an die Brust und redet mit ihm nächstelng von Griechenlands entschwundenen Göttern und ihrem Wiedererstehen in deutschen Hexametern. Er zelebriert bei Klopstock seine Verehrung vor dem zweiten „homerischen Meister“. Er vernimmt im Hause der Gebrüder Stolberg den bis hieher gedrunghenen Ruf der Freiheit und verspürt die Sehnsucht nach ihrem irdischen Hort, der schweizerischen Alpenwelt. Vor einem zart kolorierten Kupferstich bricht er in den Seufzer aus: „O, warum kann ich nicht nach dem Thunersee, die Natur selbst zu sehen!“

Dieser Wunsch reißt ihn fort. Er unterbricht die Stationenandacht vor den deutschen Genien, drängt nach Süden und erblickt eines Morgens aus schaukelnder Postkutsche den aufsteigenden Jura.

„Wir näherten uns den Toren von Basel, dem Eingang zur Schweiz. Ich zitterte, wie da ich mich zum erstenmal dem Kirchenaltare näherte, des Sakramentes teilhaftig zu werden. Ich hätte gerne den Postillon stillhalten lassen, wofern er zum Stillhalten zu bringen gewesen wäre. Hinreißendes Zurückstoßen! Wie soll ich das wunderbare, lockende, schreckende Gefühl nennen, das sich meiner Seele beim Anblick des nähern Jura, bei der Einfahrt in Basel bemächtigte? Unwillkürlich entblözte ich mein Haupt, unwillkürlich faltete ich meine Hände. Tief, innig tief fühlte ich: Bin ich vorbereitet, bin ich reis zu deinem hohen Himmel, herrliche Natur? Bin ich würdig, bin ich rein und unschuldig genug, in das Allerherrlichste deines Tempels zu treten, allmächtiger Schöpfer der Erde? Trifft nicht dein Blitz mich Unheiligen auf dem ersten Alpengipfel, den ich besteige? Ich zitterte, denn ich sah die Erde in diesem feierlichen Nu nicht als die Wohnung der Menschen, sondern als den Fußschemel der Gottheit an. Und wer zittert nicht, sich dem zu nähern? Und doch — ich war schon auf Schweizergrunde, wir rollten nach Basel herein.“

Schwärmend pilgert Baggesen über Tal und Hügel, ahnend, „daß auf den Altären dieses Tempels das wichtigste Blatt im Buch seines irdischen Schicksals aufgeschlagen werde“. An den Ufern des Bielersees gedenkt er der Manen Jean Jacques Rousseaus. Im „Schweizerischen Athen“ schließt er nach dem Brauch der Epoche mit Lavater einen ewigen Freundschaftsbund. Am Bierwaldstättersee betrachtet er neugierig die kuriose Zwergrepublik Gersau und ehrfürchtig die Kapelle Tells. Dann besteigt er den wolkenverhängten Gotthard und erklimmt den Piz Lucendro. Die Erinnerung an diese Leistung erfüllt ihn zeitlebens mit Stolz, und in der „Parthenäis“, seinem Alpengedicht, nennt er sein Spiegelbild bewundernd nach dem alten Namen des Gipfels „Petinabesteiger“. Dann wandert er rastlos, wie von inneren Stimmen beraten, über Furka, Grimsel, Scheidegg, Wengernalp und Lauterbrunnen gegen Thun, wo sich ihm sein Schicksal offenbart und erfüllt. In „allseitig verdunkelndem Glanz“ erscheint ihm Sophie von Haller, die Enkelin des Großen, Weltberühmten.

Eine Fahrt auf dem Thunersee, heiterglücklich und gefahrenumlauert, bedroht von Sturm und gekrönt mit Errettung, bindet die Raschentflammen in unlöslicher Liebe. Im Frühling des nächsten Jahres werden „Nordfrank“ und „Alpina“ ein christliches Paar, und der Däne zieht stolz mit der „schönsten Rose dieses Freiheitsfeldes“ seiner nordischen Heimat zu.

Es wäre langwierig, in dem Gewebe seines Lebens Einschlag und Zettel mühsam zu verfolgen. Der Dänenherzog betraut den Günstling mit der Leitung eines Knabeninternats. Drei Kinder kommen zur Welt. Alpina „serbelt“ ein wenig. Baggesen kann nicht stillsitzen. Reisen zu deutschen Dichtern lassen sich nicht verschieben. Gleim, Wieland und andere werden besucht. Die Verehrung für Schiller überstrahlt alles und sichert Baggesen das, was wir Unsterblichkeit nennen, denn Baggesen veranstaltet bei einer gottlob falschen Nachricht von Schillers Hinschied eine ergreifende Totenfeier, die das Gute hat, daß die Feiernden nachträglich über die jämmerliche Wirtshaft Schillers aufgeklärt werden, und der wohlwollende Herzog dem darbenden Heroen die berühmten dreimal tausend Taler schickt. Aber selbst die Dankbarkeit Schillers vermag sich der zapplige Baggesen nicht zu erhalten. So innig er den Dichter des Don Carlos verehrt, so wenig weiß er sich mit Goethe abzufinden. Just zur Zeit, als die Xenien geschrieben werden, kolportiert man in Deutschlands literarischer Welt einen Spottvers Baggesens, worin er vom Musenalmanach und den darin erscheinenden Venezianischen Epigrammen Goethes witzelt, man werde in Schillers Kalender zuerst an idealen Figuren vorbeigeführt, um dann einen venezianischen Nachtopf aufs Haupt zu bekommen. Nur Goethes serenem Gleichmut ist es zu verdanken, daß Baggesen jetzt nicht neue Töpfe aufs Haupt bekommt. Zwar ein harmloses Distichon wird unter „B“ in die Xenien eingefügt, Baggesens Name schleicht sich in den dichterfürstlichen Briefwechsel ein, und Schiller distanziert sich von dem unbesonnenen Dänen. Dann aber vergessen die Dioskuren das schütterere Gebell. Nach einigen Jahren empfängt Goethe einen Sohn Baggesens und „erfreut sich durch heitere Gegenwart und ungewundenes Gespräch“. Baggesen umgekehrt befreundet sich mit Goethes Sohn und bedichtet in ihm den olympischen Vater. Als die „Parthenäis“ erscheint, um deretwillen wir all diese verstaubten Dinge erzählen, liest Goethe sie aufmerksam und findet sie „eine anmutige und anregende Unterhaltung“.

Literarische Zänkereien kann Baggesen, auch nach dem Friedensschluß mit den Klassikern, nicht ganz entbehren. Er schreibt einen „Klingelklingel-Almanach“, der die deutschen Romantiker hänfelt, und diese sind nicht die Leute, sich das wortlos bieten zu lassen. Arnim und Eichendorff nehmen Baggesen als „Dichter Waller“ in ihre Werke auf und machen aus ihm eine närrische Figur. Sie stehen damit nicht vereinzelt. „Phantast“ nennt ihn Goethe, „Erznarren“ und „Windbeutel“ heißt ihn der sanfte Wieland, vom „unsinnigen Dänen“ schreibt Herder, und als Baggesen Schweizer werden will, meint Stapfer zu Usteri, man könne „den gutmütigen Schwär-

mer wohl zum Helvetier stempeln“. Auch später, da er als Professor an der Kieler Universität wirkt und auf fünf Bände deutscher und zwölf Bände dänischer Dichtungen blicken kann, löckt er noch immer gegen den Stachel und entfesselt einen widerhallenden Streit mit Dehlenschläger.

Nicht ruhiger verläuft sein alltägliches Leben. Kaum in Dänemark niedergelassen, kehrt er mit Frau und Kind nach Bern zurück und erlebt jene unvergeßlichen Wochen und Wanderungen im Berner Oberland, die er in seiner Parthenäis verewigen wird. Daß er nach Dänemark zurück muß, ist nicht seine Schuld, aber er gestaltet die Reise höchst sonderbar. Er nimmt eine Tochter Wielands mit sich, die sich in Zürich mit einem Sohn Geßners verlobt hat. Bei Vater Wieland erreicht ihn die Botschaft seines Fürsten, ihm eine Fahrt nach Paris befehlend. Er läßt Frau, Kind und Magd bei Wieland, reist nach Zürich zurück, nimmt den jungen Geßner mit nach Paris und reizt mit diesem hummelhaften Hinundher den alten Wieland zur resignierten Erklärung, Baggesens Narrheit sei unheilbar. Als sich die Familie in Dänemark wieder findet, hat sich der Gesundheitszustand Sophiens arg verschlimmert. Ein drittes Mal bricht Baggesen nach der Schweiz auf. Auf trostloser Reise verliert er in Kiel die geliebte Frau und bringt gebrochen die beiden Kinder (das eine war der Mutter bereits ins Schattenreich vorausgegangen) nach Bern zur immer hilfsbereiten Großmutter. Diese ist es auch, die dem Witwer empfiehlt, sich bald nach einer neuen Mutter für seine Kinder umzusehen. Mit zwei überstürzten Verlobungen sucht er dem Rat nachzuleben. Die Verbindungen lösen sich so rasch wie sie geschlossen wurden. In Paris gelingt der Wurf, und ein Jahr nach dem Tod der unvergeßlichen Alpina verlobt sich Baggesen mit einer Genferin, die er bald heiratet. Die Beziehungen zur Hallerschen Familie und der bernischen „Geburts- und Mutterstadt seiner Söhne“ bleiben dadurch ungetrübt. Noch oft durchwandert Baggesen in den folgenden Jahren die Stätten seines schönsten Lebensglücks, das Oberland. Er wird immer berühmter. Angesehene Verlage bringen seine Werke heraus. Im Oktober 1826 stirbt er einundsechzigjährig in Hamburg. Daß die Ärzte seine Krankheit falsch behandelten, paßt zu seinem Geschicke. Auf dem Friedhof von Kiel findet der Schwärmer mit Sophie von Haller in gemeinsamem Grab vereint seine Ruhe.

Verzögern wir nicht länger den Hinweis auf das Werk Baggesens, das uns den ungestümen Dänen noch heute lieb und anziehend macht.

Die „Parthenäis“, erstmals erschienen 1803, trägt ihren Namen „Jungfrauedicht“ nach dem Gebirge, dessen himmelnahe Pracht über den glücklichsten Tagen und geliebtesten Talschaften in Baggesens Leben glänzte. Thunersee, Beatenhöhle, Lauterbrunnen, Wengernalp, geben den Schauplatz für ein idyllisches Epos, zu dem er sich Boß, den „Eutinischen Homer“, zum Vorbild nimmt. Er schreibt in Hexametern, und wie bei Homer treffen sich Götter und Menschen freundlich und feindlich auf irdischem Plan.

Also beginnt er:

„Singe homerische Muse, die jungfrauheilige Wandrung
 Dreier Schwestern hinauf zum Gebirg in der Mitte des Hochlands,
 Kypris Uranias Sitz, seitdem, geflüchtet aus Hellas,
 Griechische Götter bewohnen den Kranz helvetischer Alphöhn.
 Töne die Schrecken uns laut, die jenen auf lustigen Rücken
 Hochumdonnerter Felsen, und tief in nächtlichen Talen,
 Auch auf Wogen der Thuna, der Jungfrauschauklerin, drohten;
 Flüstr' uns leise zugleich die Gefahr des kühnen Begleiters,
 Der allein mit den Holden herumschwamm, auf- und abstieg,
 Dennoch Urania treu, sich selbst besiegend, der Führung
 Proben bestand und das heilige Ziel erreichte der Wallfahrt.
 Dort, wo die blühenden Töchter der aarumarmeten Berna,
 Wallenden Rosen und Lilien gleich, im Schatten des Stadtwalds,
 Enge genannt, lustwandeln, erhebt sich dem Blick in der Dämmerung
 Zwischen Gebirgen unendlicher Höh', in der Mitte des Hochlands,
 Noch von der lange verschwundenen, am Jura versunkenen Sonne
 Rosenbekränzt, hellschimmernden Haupts, die Herrschende Jungfrau.
 Heilig dem Volk auch die Sage von ihr, besonders den Kindern
 Und den Begeisterten kindlichen Sinns.“

In biederem Wandel treten liebenswürdige Jünglinge und Mädchen zu harmlosem Spiel an. Eine unschuldig=„schlimme“ Szene zielt den Anfang. Drei Töchter, die ein junger Mann mit graddenkender Eltern Erlaubnis zu einem damals noch gänzlich ungewohnten Ausflug allein in die Alpen führen darf, finden zu Lauterbrunnen im Gasthaus ein einziges Zimmer frei. Mit Stühlen wird dem verlässlichen „Nordfrank“ ein mühseliges, ihm weich wie olympische Wolken erscheinendes Lager bereitet. Die drei Mädchen, die den Jüngling schlafend hoffen, baden nun — o holdes Entsetzen — ihre rosig=müden Füße in einer Stube. Wie sich denken läßt, belauscht sie der blinzelnde Nordfrank in herzklopfendem Entzücken.

Im Traum erlebt Nordfrank noch einmal den Anfang der Reise. Da die vier Wanderer in Bern aufbrechen, halten sie es für ausgemacht, daß die Postkutsche mit Verspätung fahre, denn „nimmer erhört war seit Ur-Berner=Gedenken ein Fall ganz pünktlicher Abfahrt“. Gott Hermes aber, Nordfranks neidischer Feind, treibt den Postillon zu unbernischer Grattitüde. Nordfrank nimmt deswegen unverdrossen mit seinen drei Mädchen den Weg gegen Thun unter die Füße, bis ein Heuwagenführer sie auflädt und ans Ziel bringt. Hermes, immer auf ihren Schaden bedacht, sucht Groß auf, der sich bei seinem Lieblingsvolk im Haslital an einer Kirchweih zu schaffen macht, und verbindet sich mit ihm gegen die Biere. Apollo aber und Venus Urania einen sich ihrerseits zu deren Schutz. Nordfrank liebt Myris, die Jüngste der Schwestern. Selig fahren die Ausflügler über den Thunersee. Hermes erregt einen Sturm, der alle Gefahren obhufischer Meerfahrten bringt. Endlich landen sie gerettet am Fuße des Beatenberges. Die durchnähten Mädchen stehn ratlos am Ufer. Es „troffen die Kleider; es klebten feucht auf ihnen die Hemdchen, kalt durchschauern den niedlichen Wuchs und die zärtlichen Glieder“. Nordfrank heißt die

Männer im Boot weiterfahren und verzieht sich selber in Bescheidenheit, damit die „Sittsamshüchternen“ an der Sonne die Kleidchen trocknen können. Er kommt zur Höhle des heiligen Beatus, während sich die Bernerinnen munter erholen. Myris verfolgt tändelnd einen Schmetterling und gelangt unvermutet in die Höhle Nordfranks. Sie sinkt vor Schrecken in Ohnmacht. Der Liebende sieht sich vor eine sittliche Probe gestellt. Als Vergiftundiger weiß er, wie listig in solcher Grotte einst Venus Aeneas und Dido zu umstricken verstand. Goethesche-Bossische-Baggesensche Antike ist standhafter.

„Und wie kämpfte mit Liebe die Pflicht, mit dem Gotte die Göttin,
Ganz ihm zerreißen das Herz! Bald neigt' er sich, ach! auf die Wang' ihr
Einen einzigen Kuß mit der glühenden Lippe zu atmen;
Nur ihr zu drücken mit bebender Hand das zitternde Händchen;
Ihr nur ein einziges Mal: ich liebe dich! leise zu flüstern,
Oder mit seufzendem Mund, auch den Saum nur des Kleids zu berühren.
Bald fuhr schnell mit Entsetzen zurück der verwegne Gedanke;
Und er beschloß sie zu fliehn. Unwiderstehlicher Zauber
Hielt ihn aber; er stöhe dich selbst noch leichter, als diese
Ganz von der Liebe berauschemdem Dunst durchatmete Höhle.
Also rangen in ihm, dem Entzweieten, Zärte mit Sehnsucht,
Tugend mit Lust, mit Empfindung Gefühl, und Liebe mit Liebe.
Aber es siegt' in der männlichen Brust die höhere Gottheit.“

Wir kennen diese Sittenstrenge aus Hermann und Dorothea, wo der wackere Hermann sich nicht weniger zurückhaltend zeigt, als, im nächtlichen Garten auf unvertrautem Steg ausgleitend, Dorothea an seine Brust sinkt, er aber keinen Wank tut, sie an sich zu ziehen, wie das sonst unter jungen Leuten vorzukommen pflegt. Die Prinzessin von Cleve könnte nicht kühlere Haltung bewahren.

Die beiden Vorbildlichen brechen auf, finden die Schwestern, fahren erneut über den See und wandern nach Lauterbrunnen, wo das geschilderte Fußbad ihnen tröstliche Freude bringt.

Die Erzählung geht weiter. Der Aufstieg zur Wengernalp beginnt. Eine Felsenkluft sperrt den Weg. Der garstige Gros hat sie aufgerissen. Nordfrank trägt seine künftigen Schwägerinnen tapfer und, soweit es sein lauterer Charakter zuläßt, mit Vergnügen, über den Schlund. Wie er darauf seine Myris holen will, wird er, ohnehin vor Liebe zitternd, auf Gros Geheiß vom Dämon des Schwindels verwirrt. Hinsinkend stürzt er mit seiner holden Bürde zu Boden. Sie liegen sich gezwungenermaßen in den Armen und gestehen sich, die Gelegenheit nützend, rasch und flüsternd innige Liebe. Sie wagen nicht ein zweites Mal über die Klust zu setzen. Apollo erbarmt sich. Er läßt eine Erdmasse niederrutschen und die Klust ausfüllen. Die Wanderer sind wieder vereint und gelangen nach Wengen. Die Besteigung des Tschuggenstockes krönt das Unternehmen, und das Jungfrauengebirge zeigt sich ihnen triumphal in all seiner Schönheit.

„Sie nur enthüllt von der Scheitel zum Fuß, trat, mitten im Nebel,
 Zwischen verschleierte Bergen hervor die ätherische Jungfrau,
 Dreimal höher, und näher, und herrlicher in dem Alleinlicht.
 Hoch auf dem ewigen Thron, zwar höher und höher bisher war
 Ihnen erschienen die hehre Gestalt, doch stets nur gelagert;
 Jetzt stand sie, begegnenden Blicks, ganz waltende Göttin,
 Hoch in dem Himmel das strahlende Haupt, den Fuß in dem Abgrund,
 Hell, im Gewande des Schnees, mit ewigem Eise bepanzert;
 Und um die schimmernde Stirn erschien, durchfunkelnd den Äther,
 Wie, wenn Urania winkt, ein Glanz des heiligen Urlichts.“

Nordfrank hat vor seiner Rettung bei der Felskluft den Himmlischen, die ihm günstig waren, eine Besteigung des Eigers gelobt. Nun läßt er die Mädchen in einer Sennhütte zurück und beginnt des Nachts den gefährlichen Gang. Groß bereitet ihm neue Verwirrung. Doch der Aufstieg gelingt dem nordischen Helden, dem Petinabesteiger. Während er sein Unternehmen glücklich zu Ende führt, treffen in den Sennhütten bei den Mädchen die Eltern ein, die ihren Kindern heimlich gefolgt sind, und als sie eben beim bieder bereiteten Hirtenmahl ihre Erlebnisse berichten, kehrt Nordfrank aus den Höhen zurück und erzählt nun den Bewundernden die Eigerbesteigung, zum Schlusse nochmals eine Rahmenerzählung der Haupt-handlung anführend, wie das kunstvoll zu Anfang geschah.

„Holder als je nun schaute herab die ätherische Jungfrau;
 Sämtliche Götter auch lächelten hold von der Alpen Olympöh.
 Aber es gab noch das dritte der festlichen Zeichen der Vater:
 Plötzlich begannen die Hörner umher, und die trillernden Pfeifen,
 Tanzmelodien. Die Hirtin ergriff der Hirt, und die Gattin
 Faßte der Gatt', und das Bräutchen der Bräutigam; aber die Kinder
 Schwangen einander, das Erste das Best', in freudigem Umdrehn;
 Und unschuldig wie sie, herzfroh der zärtlichen Freundschaft,
 Und der Natur, der gemeinsamen Wonn', und der eigenen Freiheit,
 Drehten sich Cynthia, selbst, und die lilienarmige Dafne,
 Beide noch wunschlos; aber gewünscht von jeglichem Jüngling.
 Ganz bis zum Ende des Tags, auf der weitumschauenden Sennalp,
 Wechselten Tanz, und Gesang, und des Mahls gesellige Labung.
 Und so krönt' ein dreifaches Fest, voll Wonnen der Unschuld,
 Nordfrank's siegende Treu', und der Grazien Wandrung zur Jungfrau.“

Nicht um aus dem Meer der Weltichtung eine neue Perle zu fischen, nicht um eine literarische Wiederentdeckung zu verkünden, sei auf das harmlose Büchlein hingewiesen, das nun über hundertvierzig Jahre alt ist und damals sechsmal aufgelegt wurde. Die große Literatur wird von Berufenen fleißig genug durchforscht, um keiner solchen Beihilfe zu bedürfen. Und eine Entdeckung ist es schon gar nicht, denn vor dreißig Jahren hat Otto Zürcher in einer Arbeit, der wir hier gern und dankbar folgten, auf Jens Baggesens Parthenäis hingewiesen.

Wir sind gewohnt, bei den Dichtern vergangener Zeiten nur die Großen und Glänzenden zu bestaunen und, im Gegensatz zur Hochschätzung der Zeitgenossen, die geringern Gestalten zu übersehen. Zum Glück halten wir es

bei den Malern anders. Niemand verschließt sich den Reizen jener Künstler, die wir Kleinmeister heißen. Stuben und Gänge hangen voller Stiche, die wenig artistischen Wert besitzen und dennoch durch ihre Anmut, Gesprächigkeit und Zuverlässigkeit entzücken. Wer sich in den Geist und die Stimmung einer vergangenen Zeit versenken will, wird durch jene Kleinmeister besser beraten als durch manchen Großen, der erhaben über seinen Tagen und ihren Werken schwebt. Wenn nun eine Zeit so ansprechend, liebenswürdig und lauter ist, wie jene helvetische Epoche um die vorletzte Jahrhundertwende, da alle nur das Beste wollten und das Edelste anstrebten, so greifen wir nicht ohne Gewinn zu einem Werk, das Zeugnis jener Tage gibt. Ein solches Dokument, herübergespült durch die Flaschenpost einer reizenden Dichtung an die Gestade unserer Tage, ist die Parthenäis. Sie mit literaturwissenschaftlichem Stab zu messen, wäre verfehlt. Das wohlgemeinte Geschenk des „gutmütigen Schwärmers“ soll ohne Voreingenommenheit zur Hand genommen werden. Seien wir nicht wählerischer als Goethe, der trotz der Mannigfaltigkeit seiner Beanspruchung die Parthenäis „eine anmutige und anregende Unterhaltung“ fand.

Tithonos an Eos

Du, Bekannte, oh daß ich den ersten Tag
Wiederfände in mir, da du zaubrisch mir aufgingst;
Ewige, du warst da und ich durfte dich lieben!
Ja, nun weiß ichs: in deinen Rosenwolken
Brachtest du mir die Wunder der Welt,
Und auf jedes Geheimnis, jedes Geliebte legtest
Du mir ein zartes, duftendes, reines Rosenblatt —

Was waren die Brunnen im Frühwind ohne dich!
Du lehntest dich jung, oh unsäglich: ewig jung
An ihren uralten Stein und ihr sanget
Innigsten Lobgesang dem erwachenden Leben,
Und in den gewölbten Baumwipfeln flutete
Einverständnis und Jubel, Farbe und Licht;
Die Vögel eilten beschwingt in deine unendlichen
Rosengärten, als tranken sie dort aus dem Tau
Ewiges Leben, und ihre Stimmen sprangen
Wie Springbrunnperlen in ewigen Beeten —

Oh du, mir Heilige, du mit leisestem Tritt
Immer Erste nach jedem lastenden Rätsel
Der Nacht, Erste du auf erwachenden Morn,
Auf Wegen der Menschen, auf Flüssen, am Tore des Todes;